

ihrer geschichtlichen Entwicklung von ihrem ursprünglich reinen Wesen abgefallen sei. Gegenüber pietistischen Jugendeinflüssen reagierte der gesunde Goethe mehr und mehr mit der Überzeugung, daß die menschliche Natur durch die Erbsünde nicht radikal verderbt sein könne. Bald erkannte er auch die Relativität aller geschichtlichen Erscheinungen. Im Verhältnis zur Person Christi war er ein Kind seiner aufklärerischen Zeit. Der Glaube an die Gottheit Christi gelangte nicht zum entscheidenden Durchbruch. Die verschiedenen Parteien und Sekten betrachtete er als politisch und menschlich bedingte Ausprägungen der einen Herzensreligion, die der einzelne durch persönlichen Einsatz suchen und sich erwerben muß. Auf seiner italienischen Reise wurde Goethe in Rom von den Bauwerken, der Liturgie und der Tradition der katholischen Kirche stark beeindruckt, aber auch davon, wie geschäftlich und „wie lose man im heiligen Rom das Heilige behandelt“, wie unkritisch die Kleriker sich mit den Bedürfnissen der „Masse“ abfinden. Von großer Bedeutung für Goethes Verhältnis zur Geschichte überhaupt ist die in Italien durchbrechende Idee der Metamorphose der Natur, die Erkenntnis von der Bewahrung der Grundformen der Pflanzen bei aller Veränderung. Die Entwicklung der Geschichte und des Menschen in ihr sieht er ähnlich naturgesetzlich: individuelle und zeitbedingte Ausprägung des Menschen bei Bewahrung der überzeitlichen Grundform. Die Ankunft Christi in dieser Welt wurde deswegen von Goethe unterbewertet. Sie brachte für ihn kein einmalig Neues. Goethe bezeichnete sich um 1790 als „Heiden“ und als „wunderlichen Heiligen Gottes“. „Heidnisch“ wird von Goethe sowohl mit „katholisch“ gleichgesetzt (wegen der darin enthaltenen heidnischen Elemente, wie er meint) wie auch mit „protestantisch“, später sogar mit „mahometanisch“ verbunden, entgegengesetzt zu „kirchlich“. Wie alle Künstler erlebte Goethe das Problem, daß „die reinste christliche Religion“ danach strebt, „sich von der Sinnlichkeit zu entfernen“, die Kunst und der Künstler jedoch „das sinnliche Element“ braucht. Einmal spricht er vom „neukatholischen Künstlerwesen“ (Br. vom 22. 7. 1805). Goethes geistige Mitte heißt nicht eigentlich Christentum, sondern religiöse Humanität, die freilich christliche Züge trägt. Der alte Goethe hat, trotz weiterer Studien über die Kirchengeschichte und Erschei-

nungsformen des Christentums, sein Urteil nicht mehr verändert. „Vaterland“ und „Kirche“ sind für ihn dort, wo das „allgemein Menschliche“ verwirklicht wird. Bekannt ist sein spätes Bekenntnis an S. Boisseree: „Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarien (eine synkretistische Sekte des 4. nachchristl. Jahrh., der z. B. der Vater Gregors v. Nyssa angehörte), welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklären, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten ... Ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich als Hypsistarien zu qualifizieren“ (Br. vom 22. 3. 1831).

Da Goethes Verhältnis zum Christentum stets Gegenstand der Erwägung bleiben wird, vor allem auch in der Schule, möchten wir auf Meinholds ausführliche und gerechte Darstellung nachdrücklich hinweisen. P. K. Kurz SJ

STÖCKLEIN, Paul: *Joseph von Eichendorff*. Bildmonographie. Hamburg: Rowohlt 1963. 177 S. Taschenbuch 2,80.

Rowohlts Taschenbuch-Monographien sind eine publizistische Leistung. In der Verbindung der Darstellung mit Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten kommen sie dem modernen Leser entgegen. Stöckleins Eichendorff-Biographie darf den besten dieser Reihe zugezählt werden. Der Verf. hat sich durch seinen literarhistorischen Umgang mit Eichendorff bereits einen Namen gemacht. Biographische Kenntnis, literarisches Wissen, zeitgeschichtlicher Blick, aufschlüsselnde Fragehaltung und abgewogenes Urteil verbinden sich wohltuend. Das ins Nazarenische und Biedermeierliche stilisierte Eichendorffbild eines harmlosen Trostgemüts und sonntagsvergnügten Musikanten wird überzeugend korrigiert. Die vom jungen Eichendorff gewonnenen Unterscheidungen gegenüber romantischem Hang zu Selbstauflösung und rauschhaftem Selbstgenuß werden herausgearbeitet, die entscheidenden geistigen Begegnungen mit Görres in Heidelberg und Fr. Schlegel in Wien betont. Stöcklein zeigt nicht nur ein Inbild gelöster Ruhe, sondern auch den gefährdeten und zornigen Eichendorff, den ratlosen und den glaubenden, den Menschen der Ge-



meinschaft und den Einsiedler, den im protestantischen Preußen zurückgesetzten Hilfsbeamten, den grundsätzlichen Anti-Philister, den ioculator Dei und den kämpfenden Publizisten, den Mann, der sich betend fügt ins Dunkel der Gnade und den Dichter, der nach den Sterbesakramenten verlangt. Wer Eichendorff liebt und wer Eichendorff kennenlernen will, sollte zu dieser umsichtigen und einsichtigen Biographie greifen.

P. K. Kurz SJ

SORGE, Reinhard Johannes: *Werke*. 2. Bd. hrsg. von Hans Gerd RÖTZER. Nürnberg: Glock und Lutz 1964. 384 S. Lw. 25,-.

Durch seinen „Bettler“ ist Sorge zu einem Begriff in der Literaturgeschichte geworden. Der damals Neunzehnjährige hat als erster die Ausdrucksform des Expressionismus für die Bühne entdeckt. Was seinen allzu frühen Tod überdauert, ist vor allem die überzeugende Einheit der dichterischen Aussage mit dem eigenen Leben. Auf den „Bettler“ folgte „Guntwar“, der von der inneren Hinkehr des Dichters zu Christus Zeugnis gibt. Im „Bettler“ erfährt sich Sorge noch als einen, der „zum Wort verdammt“ ist. Im „Guntwar“ wird die mitteilende Kraft seines Wortes zu ihrer eigentlichen Sendung befreit: „ich aber muß reden, mein Beruf befiehlt das, mir sind die Lippen aufgetan“. Rilke schrieb an Sorge, dieses neue Werk besitze „jene unbedingte Gewalt, die nur die Wahrheit hat“. Der zwölfte Gesang von „Mutter der Himmel“ steigert die innere Entwicklung. Das Wort des schauenden Dichters wird von der Betrachtung verschlungen: „Verwandelt Seligkeit, jenseitig Glück, und kehre nimmermehr zum Wort zurück.“

Der vorliegende zweite Band der Gesamtausgabe vereint die Dichtungen der Bettlerperiode (Bd. I, siehe diese Zschr. 173 [1963] 159). Das Vorwort des Herausgebers zeigt die Wechselwirkungen zwischen dem inneren Werdegang und den helfenden oder hemmenden Einflüssen der Mitwelt auf. Während die Expressionisten in den jüngsten Jahren allgemein sehr in den Vordergrund gespielt wurden, erfuhren die konvertierten Autoren unter ihnen bisher eine stiefmütterliche Behandlung. Wir freuen uns, daß neben Alfred Döblin nun auch der Dichter des unvergeßlichen „Metanoie“ seine verdiente Gesamtausgabe erhält.

K. Neumeier SJ

KAISER, Ernst und WILKINS, Eithne: *Robert Musil*. Eine Einführung in sein Werk. Stuttgart: Kohlhammer 1962. 367 S. Paperback 9.80.

Bei Rowohlt erschien 1960 „Robert Musil. Leben, Werk, Wirkung“, ein dickleibiges Buch von Erinnerungen, Gedenkreden, Berichten, Untersuchungen zum Werk, Äußerungen von mehr als zwei Dutzend Autoren verschiedenster Prägung. Kaiser und Wilkins, die englischen Musilübersetzer, waren ebenfalls darunter. Sie arbeiten seit mehreren Jahren an einer kritischen Gesamtausgabe und treten nun mit ihren Textkenntnissen und ihrem Interpretationsversuch auf den Plan. Die von A. Frisé besorgte und bereits mehrfach kritisierte Ausgabe des „Mann ohne Eigenschaften“ erhält von ihnen den Vorwurf der Kontamination und Verfälschung. Die vorliegende Studie befaßt sich weniger mit dem Gesamtwerk als mit dem erwähnten Hauptroman, und hier nicht so sehr mit dem Geschehen der „Parallelaktion“ als mit der Ulrich-Agathe-Handlung. Die Verf. bestreiten, daß der „andere Zustand“ der Geschwister Ulrich und Agathe abgeschafft, durch eine Rückkehr in die Wirklichkeit der Gesellschaft überwunden werden soll. Sie plädieren für eine „Verschmelzung der Sphären Mystik und Alltagswelt“ (297). Diese höhere Synthese entspreche Musils Absicht. Man findet den Kern dieser Deutung, ohne Polemik gegen Frisé, in einem Artikel Kaisers im „Merkur“, 11 (1957), 669–687. Gegen die Methode der Verf., Biographisches und Werk ineinanderfließen zu lassen („Was wir vor uns haben, ist also eine Art Selbstbiographie“, 25), und gegen ihre Deutung hat die Literaturwissenschaft bereits ihre Bedenken angemeldet. Man erwartet mit Spannung die kritische Musilausgabe. Als knappe Hinführung zu Musil verweisen wir auf die Musil-Darstellung von K. Kusenberg in Rowohlts Monographien (Taschenbuchreihe), Hamburg 1963.

P. K. Kurz SJ

MANDELKOW, Karl Robert: *Hermann Brochs Romantrilogie „Die Schlafwandler“*. Heidelberg: Carl Winter 1962. 194 S. Kt. 24,-

Der Verf. will das mit der Formel „Krise des modernen Romans“ etikettierte Problemfeld durch eine Strukturanalyse von Brochs erstem Roman (geschrieben 1928–31), einem der bedeutendsten Beispiele für die Wandlung der epischen Form, näher ins Auge fassen. In den